

*Bernd Lahno*

## **Gottvertrauen**

*Abstract:* Faith in the sense of trust in God is discussed as a somewhat extreme case of trust. Trust in general is understood as an emotional attitude and determined by the way a trusting person perceives the world and the person trusted. Interpersonal trust as the most common form of trust is characterized by connectedness – the trusted person is perceived as acting according to norms, values or goals shared by the trusting person – and by a participant attitude in the sense of Strawson. Trust in God differs essentially from ordinary interpersonal trust, as the asymmetrical relationship between God and a faithful person does not allow for sharing a normative basis of conduct in the strict sense of „sharing“. Therefore, trust in God is ‚categorical‘ in character: the faithful person acknowledges God’s will as the ultimate and binding standard of normative value. Whatever happens, the faithful person perceives it as an expression of God’s will, and, thus, as ‚good‘.

### **0. Einleitung**

Ich will im Folgenden einige Gedanken über das Gottvertrauen darstellen, die sich im Zuge meiner sehr viel grundsätzlicheren Überlegungen zum Begriff und zu dem den meisten Menschen doch recht vertrauten und gleichzeitig irgendwie schwer zu erfassenden Phänomen des Vertrauens ergeben haben. Ich hoffe, der Leser erwartet keine religiösen Bekenntnisse von mir. Solche kann und will ich hier nicht geben. (Und ich glaube, dass solche Bekenntnisse auch nicht wirklich interessant wären.)

Ich werde mich dem Phänomen des Gottvertrauens aus der Perspektive eines interessierten, ja faszinierten, aber dennoch in gewisser Weise unbeteiligten Beobachters nähern. Allerdings, es handelt sich bei meinem Gegenstand um ein mentales Phänomen, das man nicht einfach so – wie das Verhalten auf einem Wochenmarkt – beobachten kann. Von „Beobachtung“ kann hier nur in einem übertragenen Sinne die Rede sein, denn das, worum es geht, ist allenfalls einem inneren Auge zugänglich. Gleichwohl können wir uns alle – sowohl diejenigen, die entsprechende Erfahrungen gemacht haben oder auch noch machen, wie diejenigen, auf die das nicht zutrifft – vorstellen, wie es ist, einem Gott zu vertrauen.

Aber, wenn wir auch im Allgemeinen eine gewisse Vorstellung des Gottvertrauens haben, so ist es doch schwer zu sagen, was Gottvertrauen genau ausmacht. Das will ich hier versuchen. Ich stütze mich dabei darauf, was ich allgemein über Vertrauen weiß, und auf das, was ich darüber zu wissen glaube, wie Menschen sich, Gott und ihr Verhältnis zu Gott sehen, und was die Bibel nach meiner möglicherweise etwas naiven Lesart darüber sagt.

Da es nach meiner Überzeugung darum geht, die typische Sicht eines Menschen, der Gottvertrauen besitzt, zu verstehen, ist ein gewisses Maß des ‚Sich-Einfühlens‘ unerlässlich. Und dies geht im vorliegenden Fall kaum ohne im positiven wie im negativen Sinne berührt zu werden. Ich habe mich dennoch bemüht, die Perspektive des Betrachters, der möglichst unvoreingenommen hinsieht, seine Beobachtungen ordnet und darüber berichtet, beizubehalten.

## 1. Wisdom: ‚Faith‘

Ich will mit einer kleinen Geschichte beginnen, die John Wisdom (1944–45) in einem berühmten Aufsatz mit dem Titel „Gods“ – „Götter“ – erzählt. Da kommen zwei Personen in einen Garten, den sie vor langer Zeit verlassen mussten und der über die ganze Zeit brach gelegen hat. Unter dem wilden Durcheinander und dem wuchernden Unkraut finden sie einige der alten Pflanzen in überraschend kräftigem Zustand, und der Garten vermittelt an verschiedenen Stellen den Eindruck von erstaunlicher Schönheit. Die eine Person sagt zur anderen: „Ein Gärtner muss gekommen sein und sich um diese Pflanzen gekümmert haben.“ Die zweite Person ist skeptisch. Sie befragen also die Nachbarn, aber niemand hat in dem Garten einen Gärtner gesehen. Die erste Person bleibt gleichwohl bei ihrem Urteil. Der Fremde muss, so vermutet sie, so gearbeitet haben, dass die Nachbarn es nicht bemerkten. Sie verweist auf die Harmonie und die Schönheit, in der die Pflanzen angeordnet sind. Dies deute auf den bewussten, ordnenden Eingriff eines Gärtners. Und wenn er nie gesehen wurde und vielleicht auch niemals gesehen werden kann, so müsse er eben für sterbliche Augen unsichtbar sein.

Die beiden Partner untersuchen den Garten nun genau. Was sie sehen, scheint der These der ersten Person zum Teil zu entsprechen, aber die Schönheit und Harmonie in der insgesamt doch wilden und ungeordneten Umgebung kann doch auch bloß das Ergebnis einer blinden und in gewisser Weise zufälligen natürlichen Entwicklung sein. Es kann also keine Einigkeit hergestellt werden. Die Partner sammeln nun systematisch alle Informationen, die für ihre Kontroverse relevant sein könnte. Sie befragen Fachleute in Botanik und recherchieren in Bibliotheken. Am Ende teilen beide das gleiche Wissen über den tatsächlichen Zustand des Gartens, über die natürlichen Gesetzmäßigkeiten, die der Vegetation in einem Garten zugrunde liegen, und über die Möglichkeiten, hier gestaltend einzugreifen. Sie stimmen schließlich sogar in ihren Erwartungen hinsichtlich dessen überein, welche weiteren Änderungen sie wahrscheinlich in ihrem Garten noch wahrnehmen werden. Und dennoch beharrt die erste Person darauf, dass ein unsichtbarer Gärtner in die Entwicklung eingreift, während es für die zweite einen solchen Gärtner gar nicht gibt. Obwohl sie über dieselbe Erfahrungsbasis und über dieselben Kenntnisse verfügen, besitzen die beiden Personen verschiedene Überzeugungen.

Allerdings betreffen diese Überzeugungen Sachverhalte, die nicht unmittelbar Gegenstand der Erfahrung sind. Offenbar gibt es gar keine Erfahrung, die ihre Meinungsverschiedenheit entscheiden könnte. Aus der Sicht eines erkennt-

nistheoretischen Positivismus, wie er vor allem in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts populär war, ist der Streit der beiden ohne wirklichen Gegenstand und deshalb sinnlos. Aber das ist offenbar falsch. Denn die beiden Personen unterscheiden sich nicht nur in ihrer Haltung zu einer von ihrer Erfahrungswelt relativ unabhängigen Proposition. Sie sehen den Garten vielmehr mit unterschiedlichen Augen. Und dies ist durchaus von Bedeutung. Wo die erste den Ausdruck einer planenden Vernunft sieht, entdeckt die andere zufällige, natürliche Ordnung. Was die eine mit *Bewunderung* erfüllt, führt bei der anderen zu *Verwunderung*. Wo die erste den Blick auf die versteckte Schönheit des Gartens richtet, sieht die andere Dreck und Unordnung neben natürlicher Harmonie.

Wie die Personen den Garten erleben, ist nicht schon durch die Daten, die sie über ihre Sinnesorgane aufnehmen, bestimmt. Es ist auch nicht eine Folge einer bloß rationalen Verarbeitung dieser Daten. Erfahrung und Verstand reichen eben gerade nicht aus, ein eindeutiges Bild zu zeichnen. Das Bild, das sich den Beobachtern jeweils zeigt, hat zudem etwas Unmittelbares. Es ist zwar nicht vollkommen unabhängig von ihren jeweiligen Überzeugungen, aber es wird auch nicht auf der Basis ihres Wissens über die Welt und der gegebenen Sinnesdaten erschlossen. Subjektiv ist es ihnen einfach so und nicht anders gegeben.

Wisdom zielt mit seiner Parabel auf den Unterschied zwischen einem Menschen, der an Gott glaubt, und einem Skeptiker oder Atheisten. Wenn die Parallele zutrifft, so unterscheidet sich der Gläubige von anderen Menschen weder durch sein Wissen über die erfahrbare Welt, noch durch seine diesbezüglichen Erwartungen. Sein Glaube betrifft zwar die Wahrheit gewisser Aussagen – dass Gott existiert, dass er bestimmte Eigenschaften hat, usw. –, aber es ist nicht bloß die bejahende Zustimmung zu diesen strittigen Aussagen, die den Gläubigen wesentlich von anderen unterscheidet, sondern vor allem die damit verbundene besondere Haltung, die er gegenüber der Welt – und zwar der Welt, *soweit sie uns in der Erfahrung gegeben ist* – einnimmt.

Zwar hat diese Haltung nicht notwendig unmittelbare Folgen für die kognitiven Überzeugungen über die erfahrbare Welt, sie ist aber deshalb keineswegs irrelevant. Man kann sich etwa leicht vorstellen, dass sich die beiden Protagonisten der Parabel mit ganz unterschiedlicher Motivation an die vollständige Wiederherstellung und Pflege des Gartens begeben. Ihre unterschiedlichen Haltungen zu dem Garten können also durchaus unterschiedliche Handlungen zur Folge haben. Außerdem ist das Wohlbefinden der Personen möglicherweise an ihre Haltung gebunden. So wird man vielleicht von der ersten Person erwarten, dass sie unter dem Eindruck der empfundenen Harmonie insgesamt ausgeglichener und glücklicher an die Restauration des Gartens geht. Genau dies ist es auch, was gläubige Menschen üblicherweise und vielleicht zu Recht behaupten: Der gläubige Mensch führt – ganz unabhängig von seinen diesseitigen oder jenseitigen Erwartungen – ein erfüllteres und glücklicheres Leben.

Nun geht es mir hier nicht darum, die allgemeinen Vorzüge oder auch die Probleme eines religiösen Lebens zu diskutieren. Wisdoms Parabel illustriert das, was ich eine *emotionale Einstellung* nennen möchte. Emotionale Einstellungen sind wie Brillen, durch die man die Welt sieht. Der Leser denke an die Volksweisheit, dass Verliebte die Welt durch eine rosarote Brille sehen. Wer verliebt

ist, tendiert dazu, alles, was um ihn herum geschieht, in einem positiven Licht zu sehen und negative Momente auszublenden. Vieles erinnert ihn unmittelbar an die Geliebte. Nahezu alles scheint mit Blick auf das Wohl des Partners und das gemeinsame Glück eine neue Bedeutung zu erhalten. Entsprechend den jeweiligen Umständen und der Persönlichkeit des Liebenden kann dies im Einzelnen sehr verschieden ausgeprägt sein. Aber es scheint doch ein Grundmuster in der Art und Weise, wie die Welt in den Gedanken eines Menschen repräsentiert wird, zu geben, das alle Liebenden eint. Dieses Grundmuster charakterisiert die emotionale Einstellung der Liebe, und in ähnlicher Weise können andere emotionale Einstellungen charakterisiert werden. Dass ein mentaler Zustand als Teil der Realisierung eines solchen Musters verstanden wird, verstehe ich als Zeichen seines emotionalen Charakters.<sup>1</sup>

Emotionale Einstellungen bestimmen also, wie uns die Welt gegeben ist. Man kann drei verschiedene Momente dieser Funktion unterscheiden.

1. Emotionale Einstellungen bestimmen unmittelbar die Wahrnehmung der Welt im engen Sinne. Sie tun dies, indem sie uns eine bestimmte Perspektive auf die Welt vermitteln. Sie leiten unsere Aufmerksamkeit, heben bestimmte Aspekte der Welt hervor und lassen andere als unwichtig erscheinen. So wird der erste Besucher des Gartens immer wieder von den versteckten Schönheiten gefangen genommen und er tendiert nur allzu leicht dazu, das Chaos und den Dreck zu übersehen.
2. Emotionale Einstellungen bestimmen in einem weiteren Sinne wie wir denken und urteilen. Schon Aristoteles hat auf diese entscheidende Eigenschaft unserer Gefühle hingewiesen.<sup>2</sup> Dabei setzen emotionale Einstellungen nicht notwendigerweise den Verstand außer Kraft. Die Einstellung leitet vielmehr den Verstand, indem sie bestimmte Assoziationen nahelegt und bestimmte Interpretationsmuster vorgibt. Unser Gartenbesucher sieht hinter der Schönheit, Harmonie und Ordnung, die ihm immer wieder ins Auge springt, stets die ordnende Hand, die solches schafft.
3. Emotionale Einstellungen leiten unsere Bewertung bestimmter Aspekte der Welt und motivieren bestimmte Handlungen. Insofern sind sie wie Werturteile. Aber es sind keine Werturteile. Denn anders als Urteile bedürfen sie nicht der Vermittlung des Verstandes. Sie sind in dieser Hinsicht unmittelbar. Der Liebende empfindet die Anwesenheit der Geliebten als unmittelbar angenehm, er muss dazu nicht urteilen. Wenn er entsprechend urteilt, so ist dies nur eine Folge der Tatsache, dass die Geliebte ihm in seiner Liebe als liebenswert und angenehm gegeben ist. Genauso müssen wir uns die freudige Erregung und die Befriedigung vorstellen, die den ersten Besucher bei der Restaurierung des Gartens erfüllt.

Emotionale Einstellungen sind nicht wie Überzeugungen an spezifische Inhalte gebunden. Auch wenn sie sich häufig um einen zentrale Aussage gruppieren

---

<sup>1</sup> Meine Bestimmung einer emotionalen Einstellung geht auf Überlegungen von Ronald de Sousa 1987 und Cheshire Calhoun 1984 über den Charakter von Gefühlen zurück.

<sup>2</sup> Vgl. etwa Aristoteles, *Rhetorik* 1378 ff.

lassen (z.B.: „Der Freund ist liebenswert“, oder: „Das alles ist das Werk eines wohlwollenden Gärtners“), so sind sie doch nicht wie eine Überzeugung bloß als zustimmende Haltung zu dieser Aussage charakterisiert, sondern vielmehr umfassender dadurch, wie sich die Welt in bestimmten gedanklichen Inhalten darstellt und wie bestimmte Gedankeninhalte miteinander verknüpft werden.

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass unsere Gefühle vollkommen unabhängig von unseren Überzeugungen und vernünftigen Überlegungen sind. Unsere Wahrnehmung wird von vorneherein durch unsere Verstandesbegriffe strukturiert. Unsere Überzeugungen färben unser Bild der Welt, und umgekehrt ist natürlich das, was wir über die Welt glauben, weitgehend dadurch beeinflusst, wie sich die Welt uns zeigt. Der Zusammenhang wird jedoch am besten als ein kausaler verstanden. Unsere Überzeugungen wirken auf unsere Gefühle, und unsere Gefühle führen uns oft zu ganz bestimmten Überzeugungen. Emotionale Einstellungen besitzen dabei eine relative Unabhängigkeit vom Verstand. Sie sind nicht das unmittelbare Ergebnis von Überlegungen. Soweit sie die Gedankeninhalte, die das Material unserer Überlegungen sind, bestimmen und uns bestimmte Denkmuster nahelegen, gehen sie vielmehr unseren Überlegungen vorher. Weil sie so unsere Einsichten bestimmen und weil die Einsicht umgekehrt nicht direkt und mit Notwendigkeit auf sie wirkt, sind sie in einem gewissen Maß tatsächlich der rationalen Kontrolle entzogen.

## 2. Vertrauen als emotionale Einstellung

Wisdoms Parabel zeigt uns, dass Glaube im religiösen Sinn (faith) nicht wie Glaube im epistemischen Sinn (belief) als der bloße Besitz einer Überzeugung oder einer bestimmten Gruppe von Überzeugungen zu verstehen ist, sondern dass wir ihn als eine allgemeine Haltung gegenüber der Welt verstehen müssen. Ich glaube, dass damit gleichzeitig das Wesen des Vertrauens in Gott charakterisiert ist. Auch Gottvertrauen kann weder als eine bloße Überzeugung über das, was der Fall ist – etwa: Gott ist gütig und weise – noch als eine Überzeugung über etwas, was der Fall sein wird – etwa: er wird es schon richten, er wird mich behüten etc. – verstanden werden.

Gottvertrauen und Glaube an Gott hängen ganz offensichtlich eng zusammen. Nicht zufällig wird im Englischen für beides, den Glauben und die damit verbundene tiefe Form des Vertrauens, dasselbe Wort „faith“ verwendet. Glaube an Gott ist nicht bloß eine notwendige Voraussetzung für Vertrauen in Gott, Gottvertrauen ist vielmehr ein ganz wesentlicher Aspekt des Glaubens. Ich will versuchen, die Haltung des Gottvertrauens als eine besondere Form des Vertrauens genauer zu charakterisieren. Dazu will ich zunächst einmal genauer sagen, was man unter Vertrauen im Allgemeinen versteht oder zumindest nach meiner Ansicht verstehen sollte. Naturgemäß kann ich hier nicht eine vollständige Theorie des Vertrauens ausarbeiten. Ich kann nur einige Aspekte des Vertrauens aufzeigen, die mir wesentlich zu sein scheinen und von denen ich glaube, dass sie Vertrauen charakterisieren.

Ich hoffe natürlich darauf, dass der geeignete Leser mir letztlich in der so

gegebenen Bestimmung des Vertrauens zustimmt. Aber ich kann, wenn dies nicht zutrifft, hier nicht versuchen, ihn durch Argumente von der Richtigkeit meiner Ausführungen zu überzeugen. In diesem Fall muss ich ihn einfach bitten, meine Bestimmung des Vertrauens als eine mögliche, wenn auch von seiner eigenen abweichenden Bestimmung des Vertrauens hinzunehmen, um im Anschluss mit mir gemeinsam zu überlegen, inwiefern Gottvertrauen dieser Bestimmung genügt und inwiefern es besondere Merkmale aufweist.<sup>3</sup>

Jedes echte Vertrauen ist, wie mir scheint, eine emotionale Einstellung in dem von John Wisdom illustrierten Sinne. Der Regelfall des Vertrauens ist das Vertrauen in eine andere Person. Auch solches interpersonales Vertrauen kann nicht bloß als eine Überzeugung über die Vertrauensperson verstanden werden, sondern es ist eine Art, die Welt und insbesondere diese Person, ihre möglichen Handlungen und Handlungsmotive zu sehen. Was Vertrauen in praktischer Hinsicht auszeichnet, ist die Tatsache, dass es dem Vertrauenden selbst besondere Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Man denke etwa an eine Mutter, die ihre Nachbarin um einen Babysitterdienst bittet. Vertrauen macht es ihr möglich, ihr Kind der Obhut der Nachbarin zu übergeben (und dadurch verschafft sie sich vielleicht einen freien Vormittag und damit eine Fülle weiterer Handlungsmöglichkeiten).

Vertrauen ermöglicht es uns allgemein, uns für die Handlungen derjenigen Person, der wir vertrauen, verletzlich zu machen. Wenn die Mutter die Aufsicht über ihr Kind der Nachbarin überträgt, nimmt sie damit in Kauf, dass dem Kind und damit mittelbar ihr selbst ein Schaden entsteht, wenn die Nachbarin die Aufgabe nicht gewissenhaft durchführt. Einen solchen Schaden kann sie ausschließen, – wenn sie nämlich selbst auf das Kind aufpasst. Ihr Vertrauen macht es ihr jedoch möglich, das Risiko einzugehen. Denn im Vertrauen erwartet sie, dass die Nachbarin gut für das Kind sorgt.

Vertrauen zwischen Menschen ist in aller Regel begrenzt. Das gilt einmal hinsichtlich der Größe der Risiken, die man bereit ist, im Vertrauen einzugehen. Einem Kollegen leihe ich vielleicht gerne 10 Euro, ob ich ihm jedoch vor seinem Urlaub in Monaco 10 Tausend Euro leihen würde, ist fraglich. Zum anderen gilt es auch hinsichtlich der Art des einzugehenden Risikos. Dem Freund vertraue ich leicht ein Geheimnis an, aber vielleicht nicht meine Plattensammlung. Vertrauen ist eine Einstellung, die es uns erlaubt, uns für bestimmte und in der Regel nur für bestimmte Handlungen eines anderen verletzlich zu machen. Wenn wir im Alltag von Vertrauen zwischen Menschen sprechen, so meinen wir immer solchermaßen eingeschränktes Vertrauen. Es ist immer Vertrauen in bestimmten Hinsichten.

Vertrauen ist regelmäßig mit der Erwartung verbunden, dass diejenigen Personen, denen wir im Vertrauen Handlungsmöglichkeiten einräumen, aus denen uns ein Schaden entstehen kann, in einer uns zuträglichen Weise handeln. Aber zu vertrauen heißt nicht bloß, solche kognitiven Erwartungen zu haben.<sup>4</sup> Denn dafür könnte es auch andere Gründe geben.

Man vergleiche etwa die Situation der Mutter mit der eines Diebes, der

---

<sup>3</sup> Zu einer ausführlichen und allgemeinen Behandlung des Vertrauens vgl. Lahno 2002.

<sup>4</sup> Damit widerspreche ich den üblichen ‚Rational-Choice‘ Analysen des Vertrauens, etwa Hardin 1992 oder Gambetta 1988, 217.

zufällig von dem Arrangement der beiden erfährt und die günstige Gelegenheit nutzen will, um in Ruhe die Wohnung der Nachbarin auszuräumen. Beide erwarten, dass die Nachbarin sich konzentriert um das Kind kümmern wird. Für beide ist dieses Verhalten auch vorteilhaft, für die Mutter, weil ihrer Sorge um das Kind genügt wird, für den Dieb, weil er keine Störung in der Ausübung seiner Tätigkeit zu erwarten hat. Beide werden durch ihre Erwartungen dazu geführt, sich verletzlich für die Handlungen der Nachbarin zu machen. Während wir es bei der Mutter mit einem alltäglichen Fall des Vertrauens zu tun haben, würden wir zögern, auch im Falle des Einbrechers von Vertrauen zu sprechen. Zwar verlässt sich der Einbrecher auf die Nachbarin, zu Vertrauen gehört jedoch offenbar mehr als bloßes Sich-Verlassen.

Sich aus Vertrauen verletzlich für die Handlungen eines anderen zu machen, bedeutet aus einer ganz bestimmten Einstellung heraus zu handeln, die dem Ganoven in dem beschriebenen Fall gerade fehlt. Das entscheidende und charakteristische Element dieser Einstellung scheint mir zu sein, dass der Vertrauende sich mit der Vertrauensperson in relevanter Weise verbunden sieht. Es sind eben ganz bestimmte und nicht irgendwelche Gründe, die wir einer Person, der wir vertrauen, im Vertrauen unterstellen, wenn wir erwarten, dass sie sich so verhält, wie wir es wünschen. Die Mutter sieht die Nachbarin als eine Person, der das Wohl ihrer Tochter am Herzen liegt, und in diesem Interesse weiß sie sich mit der Nachbarin verbunden. Vielleicht vertraut sie auch nur darauf, dass die Nachbarin treu zu ihrem Versprechen steht, für das Kind zu sorgen. Auch dann haben wir es mit Vertrauen zu tun, und auch dann finden wir ein Element der Verbundenheit. Die Mutter sieht die Nachbarin nämlich als eine Person, die mit ihr die normative Vorstellung teilt, dass Versprechen bindende Kraft besitzen.

Stellen wir uns aber einmal vor, die Mutter glaube, es sei vollkommener Blödsinn, sich an seine Versprechen zu halten. Stellen wir uns weiter vor, die Mutter wisse, dass die Nachbarin aus bloßer Furcht vor der Strafe eines eingebildeten Götzen in ihren Versprechen verlässlich ist. Natürlich kann sich die Mutter dann auf die Nachbarin verlassen. Würde man aber wirklich von Vertrauen reden wollen, wenn die Mutter dies im vollen Bewusstsein der Dummheit der Nachbarin und mit einer gehörigen Portion Verachtung tatsächlich tut?

Oder betrachten wir noch einmal den Einbrecher. Ihm geht es bloß um die Vorhersagbarkeit des Verhaltens der Nachbarin, aus welchen Gründen auch immer. Der entscheidende Grund dafür, dass er wünscht, die Nachbarin möge sich intensiv um das Kind kümmern ist, liegt in seinem Interesse, ungestört seinem verdorbenen Geschäft nachzugehen. Er erwartet gerade nicht, dass die Nachbarin hierin mit ihm einig ist. Natürlich kann auch er der Meinung sein, das Wohl des Kindes sei zu schützen. Aber das ist nicht die Perspektive, unter der er die Situation sieht. Ihm geht es nur um das eigene Wohl und da weiß er, dass er alleine steht und gerade nicht mit der Nachbarin verbunden ist.

Wenn von ‚wirklichem‘ Vertrauen zwischen Menschen die Rede ist, dann impliziert dies, dass der Vertrauende die Vertrauensperson als jemanden ansieht, der in der Situation, um die es im Vertrauen geht, von Zielen, Werten und Normen geleitet wird, die er und der Vertrauende teilen und von denen auch der

Vertrauende sich selbst leiten lässt. Dies meine ich, wenn ich sage, dass die Einstellung des Vertrauens durch *Verbundenheit* gekennzeichnet ist.

Verbundenheit setzt voraus, dass man den anderen als eine Person wahrnimmt, die Werte besitzt und diesen gemäß handeln kann. Mehr noch, die Vorstellung, Ziele mit jemandem zu teilen, setzt voraus, dass der andere wie man selbst dazu in der Lage ist, Wertvorstellungen zu reflektieren und gegebenenfalls zu revidieren, in einem gewissen Maße Werte zu wählen. Wer vertraut, sieht den anderen als einen in diesem Sinne autonomen Menschen (vgl. Frankfurt 1971). Genau deshalb wird er ihn auch verantwortlich machen, wenn sein Vertrauen enttäuscht wird. Vertrauen setzt außerdem voraus, dass man die Handlungen des anderen als Teil eines größeren Handlungszusammenhangs begreift, in dem man selbst aktiv involviert ist. Man betrachtet den anderen gewissermaßen aus der Binnenperspektive des mit ihm Interagierenden. Eine solche Sichtweise des anderen nennt Strawson (1974) eine teilnehmende Haltung.

Bei dem Dieb in unserem Beispiel können wir auch deshalb nicht von Vertrauen sprechen, weil er keine teilnehmende Haltung zu der Nachbarin besitzt. Er weiß wohl, dass sein Opfer ein Mensch ist, der sein Handeln an Zielen ausrichtet. Genau dies nutzt er aus, um seinem ruchvollen Beruf nachzugehen. Er betrachtet die Handlungen der Nachbarin jedoch aus einer Position des außen-stehenden Beobachters, aus der die Willensentscheidung der anderen sich dem Charakter nach nicht von naturgesetzlich bestimmten Vorgängen unterscheiden. Die Nachbarin ist für ihn wie ein Mechanismus, dessen Funktionsweise es zu beachten gilt, wenn man erfolgreich arbeiten will. Er verlässt sich auf diesen Mechanismus, der unabhängig von ihm selbst und unabhängig von einer Interaktion zwischen ihm und der Nachbarin existiert. Seine Haltung gegenüber der Nachbarin ist das, was Strawson eine objektive Haltung nennen würde. Auch deshalb kann man nicht von Vertrauen sprechen. Der Dieb interagiert nicht wirklich mit der Nachbarin. Er benutzt sie als Mittel zur Verfolgung seiner höchst privaten und in keiner Weise geteilten Ziele und missachtet dabei ihre Person.

### 3. Gottvertrauen

Interpersonales Vertrauen ist also nach dieser Bestimmung eine emotionale Einstellung,<sup>5</sup> die vor allem durch Verbundenheit bestimmt ist. Der Vertrauende sieht die Vertrauensperson als eine Person, mit der er einerseits in bestimmten Handlungszusammenhängen unmittelbar verbunden ist und mit der er andererseits gewisse Werte und normative Vorstellungen teilt, die sie gemeinsam als leitend für diese Handlungszusammenhänge empfinden. Vertrauen äußert sich in der Bereitschaft des Vertrauenden, sich in den entsprechenden Handlungszusammenhängen verletzlich für die Handlungsentscheidungen der Vertrauensperson zu machen. Weil er den anderen als jemanden sieht, mit dem er die relevanten Ziele, Werte oder normativen Vorstellungen teilt, erwartet der Vertrauende, dass die Vertrauensperson bestimmte Handlungsentscheidungen, die den geteil-

---

<sup>5</sup> Zur genaueren Bestimmung des emotionalen Charakters des Vertrauens vgl. auch Lahno 2001.



ten normativen Überzeugungen widersprechen und mit einem Schaden für den Vertrauenden verbunden sind, nicht wählen wird. Gottvertrauen ist offenbar eine besondere Form des Vertrauens, deren Besonderheit durch die so gegebenen Bestimmung des interpersonalen Vertrauens nicht – oder zumindest noch nicht – ausreichend beschrieben wird. Aber worin besteht dann diese Besonderheit?

Ins Auge fällt vielleicht zunächst die Tatsache, dass im Unterschied zu gewöhnlichem Vertrauen zwischen Menschen, die Existenz der Person, auf die sich das Vertrauen richtet, bezweifelt werden kann. Allerdings ist ein solcher Zweifel nur aus der Sicht eines außen-stehenden Beobachters möglich. In der Welt, so wie sie demjenigen, der in Gott vertraut, gegeben ist, ist die Existenz Gottes jederzeit unbezweifelbar gegeben. Vielleicht kann man den Glauben an die Existenz Gottes selbst als eine Art des Vertrauens beschreiben. Gottvertrauen, wie ich es hier verstehe, als Vertrauen *in* Gott, setzt jedoch die Existenz eines Gottes, auf den sich das Vertrauen richtet, zumindest in der Welt, in der sich der Vertrauende zu befinden glaubt, bereits voraus.

Tatsächlich mag es eine Besonderheit des Gottvertrauens sein, dass die Existenz der Person, der vertraut wird, objektiv nicht in gleicher Weise gesichert ist, wie die Existenz der Vertrauensperson in üblichen Vertrauensbeziehungen zwischen Menschen. Betrachten wir jedoch Vertrauen als einen mentalen Zustand, als die subjektiv bestimmte Haltung eines Vertrauenden, so liegt in dieser Hinsicht nichts Besonderes im Gottvertrauen. Denn als Moment des intentionalen Zustandes des Vertrauens ist der Adressat des Vertrauens ein intentionales Objekt, und ihm muss deshalb nur intentionale Existenz, d. h. Existenz in der Gedankenwelt des Vertrauenden, zukommen. Und dies gilt in gleicher Weise auch für das Vertrauen zwischen Menschen. Man merkt es nur nicht so leicht, weil die Vertrauensperson dort in aller Regel nicht bloß in den Gedanken des Vertrauenden, sondern auch unbezweifelbar wirklich existiert.

Dass dies nicht notwendigerweise so sein muss, sieht man nur, wenn man sich absonderlich und konstruiert wirkende Beispiele vor Augen führt. Man stelle sich etwa vor, die Mutter in unserem Beispiel überlege während des Einkaufsbummels, den sie durch die Unterstützung der Nachbarin unternehmen kann, ob sie nicht einmal anrufen und sich nach dem Befinden der Tochter erkundigen soll. Sie nimmt schließlich Abstand davon, weil sie der Nachbarin vertraut, und so die Tochter in guten Händen weiß. Aber natürlich könnte es sein, dass die Nachbarin, kurz nachdem die Mutter sie und ihre Tochter verließ, bedauerlicherweise an einem Herzversagen verschied. An der Haltung der Mutter, die dies nicht weiß, ändert das aber gar nichts. Jeder Beobachter, auch derjenige, der weiß, dass die Nachbarin längst verstorben ist, wird immer noch sinnvoll und korrekt sagen können, die Mutter vertraue der Nachbarin.

Wenn wir eine Aussage der Form „A vertraut B ...“ machen, so ist dies in erster Linie nicht eine Feststellung über die Personen A und B und eine besondere Beziehung zwischen diesen beiden, sondern eine Aussage über A und seine Sicht der Welt, in der eine Beziehung zwischen A und B eine besondere Rolle spielt. Wir machen eine Aussage über die Perspektive von A. Durch diese Aussage wird allerdings tatsächlich eine besondere Beziehung zwischen A und B bestimmt, falls B existiert. Mit der Aussage beziehen wir uns jedoch in erster

Linie auf die Haltung von A und erst in zweiter Linie und gegebenenfalls auf die dadurch charakterisierte reale Beziehung zwischen dem Vertrauenden und dem Adressaten seines Vertrauens.

Die Besonderheit des Vertrauens in Gott als einer emotionalen Haltung liegt also entgegen dem ersten Anschein nicht darin, dass Zweifel an seiner Existenz geäußert werden können. Wenn die Besonderheit in der Person begründet ist, auf die sich Vertrauen richtet, so muss dies an den Eigenschaften liegen, die diese Person besitzt, *so wie sie der Vertrauende in seinem Vertrauen erlebt*. Für den Gläubigen ist Gott gekennzeichnet durch unbegrenztes Wissen, unbegrenzte Güte und Macht. Daraus ergibt sich tatsächlich unmittelbar ein Unterschied des Gottvertrauens zu jedem realen Vertrauen zwischen Menschen. Der Gläubige sieht sich nämlich immer in einem durch Gott bestimmten Zusammenhang. Es gibt für ihn keine Angelegenheit, an der Gott nicht beteiligt ist, für die er nicht zuständig ist und nicht die beste Lösung zu bewirken versucht und tatsächlich auch bewirkt. Gottvertrauen ist deshalb im Gegensatz zu jedem Vertrauen zwischen Menschen nicht Vertrauen in bestimmten Hinsichten, sondern es ist *universell*: Vertrauen in jeder Hinsicht.

Dass der Gläubige sich immer und jederzeit in einem durch Gott bestimmten Zusammenhang sieht, bedeutet nicht nur, dass sich sein Vertrauen nicht auf bestimmte Hinsichten beschränken lässt, es bedeutet vor allem, dass er sich niemals dem Einfluss seines Gottes entziehen kann. Weil dieser Gott zudem allmächtig ist, erfährt sich der Gläubige als grundsätzlich für die Macht und die Entscheidungen Gottes verletzlich. Natürlich, in seinem Vertrauen rechnet er nicht damit, dass Gott ihm wirklich Schaden zufügen könnte, aber die Möglichkeit dazu schreibt er ihm doch jederzeit zu. Seine eigene Macht erfährt er demgegenüber als unerheblich. Er kann keine Vorkehrungen treffen, die ihn vor den Folgen der Entscheidungen Gottes in irgendeiner Weise schützen könnten.

Aus der Sicht des Gläubigen kann man sich nicht für die Handlungen Gottes verletzlich machen. Für die Allmacht Gottes ist man jederzeit, unter allen Bedingungen, was immer man auch tut, verletzlich. Gottvertrauen äußert sich deshalb anders als Vertrauen zwischen Menschen. Es äußert sich nicht in der Bereitschaft, bestimmte Risiken mehr oder weniger bewusst einzugehen und auf Schutzmaßnahmen zu verzichten. Aus der Sicht des Gläubigen lassen sich solche Risiken ja nicht umgehen. Gottvertrauen äußert sich vielmehr in einer allgemeinen Haltung zu den allfälligen und als unvermeidbar erfahrenen Risiken des Lebens.

Mit Gottvertrauen bezeichnen wir einen Aspekt der allgemeinen Haltung des Gläubigen, in dem dieser sich und das, was in seinem Leben wichtig ist, in Beziehung zu den Handlungen und Fähigkeiten des allmächtigen und gütigen Gottes sieht. Was auch immer geschieht, Gott wird ihn in seiner allmächtigen Güte und Sorge behüten.

#### 4. Gottvertrauen ist kategorisch

Universelles Vertrauen ist in aller Regel höchst instabil. Stellen wir uns für einen Moment einmal einen Menschen vor, der einem andern Menschen in jeder Hinsicht vertraut. Wir werden erwarten, dass solches Vertrauen nicht sonderlich lange anhält. Weil es viel häufiger relevant ist, wird es viel häufiger geprüft werden. Unter normalen Bedingungen ist kaum ein Mensch solchen Anforderungen gewachsen. Das Vertrauen muss schließlich zumindest in mancher Hinsicht enttäuscht werden. Und weil eine Enttäuschung in einer Hinsicht nur allzu leicht auf andere Bereiche übertragen wird, wird das Vertrauen nicht nur seinen universellen Charakter verlieren, sondern es ist in jeder Hinsicht instabil.

Gottvertrauen ist dagegen außerordentlich stabil. Dass das so ist, folgt aus demselben Gott unterstellten Eigenschaften, die auch den universellen Charakter des Gottvertrauens begründen. Aber es wäre viel zu kurz gegriffen, wollte man die Stabilität des Gottvertrauens bloß auf Gottes tatsächliche Güte zurückführen. Denn natürlich wissen wir, dass auch der normale Gläubige Erfahrungen macht und machen muss, die Zweifel an der Güte Gottes hervorrufen könnten. Sein Gottvertrauen besteht gerade darin, dass solche Zweifel niemals wirklich *effektiv* werden können. Es ist umso gefestigter und reiner, je besser es der Gläubige vermag, solche Zweifel überhaupt nicht erst aufkommen zu lassen. Gottvertrauen zeigt sich nicht in erster Linie wie Vertrauen zwischen Menschen darin, dass erwartet wird, dass bestimmte Dinge geschehen, sondern darin, wie die Dinge, die geschehen, aufgenommen werden. Es kann insofern nicht durch enttäuschte Erwartungen zerstört werden, sondern höchstens durch die Unfähigkeit, das, was geschieht, in ein konsistentes und ertragbares Bild der Welt und der Rolle Gottes darin einzuordnen.

Diese bemerkenswerte Eigenschaft des Gottvertrauens hängt eng mit der besonderen Form der Verbundenheit zusammen, die der Gläubige mit seinem Gott empfindet. Im Zusammenhang mit dem Vertrauen zwischen Menschen habe ich Verbundenheit bestimmt als das Gefühl, mit einem anderen Menschen relevante Ziele, Werte und normative Vorstellungen zu teilen, die in einem gewissen Sinne gemeinsames Handeln ermöglichen. Mit Gott kann man nicht in dieser Weise verbunden sein.

Gott kann nicht meine Werte und Ziele teilen, wie dies ein anderer Mensch kann. Aus der Sicht des Gläubigen kann Gott sich um ihn sorgen, er kann ihm und seinen endlichen Zielen und Bedürfnissen eine Bedeutung zumessen. Die ultimative Bewertung dessen, was geschieht oder geschehen soll, obliegt jedoch allein Gott, und am Ende können nur seine Maßstäbe gelten. Wenn sich der Gläubige in seinem Vertrauen mit Gott verbunden fühlt, so erkennt er grundsätzlich die Autorität Gottes an. Er findet nicht seine unabhängig von Gott bestimmten Werte in dem Handeln Gottes wieder, sondern er ist bereit, seine Werte und Ziele vollständig an dem Willen Gottes auszurichten.

Hier liegt eine fundamentale Asymmetrie vor, die zwar mit einer Teilhabe des Menschen an den Zielen und Wertvorgaben Gottes in gewissem Maße vereinbar ist, nicht jedoch mit der eher partnerschaftlichen Vorstellung des Teilens. Wenn zwei Menschen Wertvorstellungen teilen, so bedeutet dies, dass jeder seine eige-

nen Vorstellungen bei dem anderen wiederfindet, dass er gerade dadurch in ihnen bestärkt wird und dass die beiden schließlich im gemeinsamen Bewusstsein solcher wechselseitigen Bestärkung die Werte als gemeinsam erfahren. Eine solche wechselseitige Beziehung zu Gott ist jedoch nicht denkbar. Der Gläubige kann zwar hoffen, dass Gottes Ziele und Werte mit seinen eigenen übereinstimmen, er kann sie jedoch nicht an seinen Vorstellungen messen. Seine Ziele und Wertvorstellungen müssen sich vielmehr ausschließlich an den objektiven Wertvorgaben Gottes messen lassen. Das, was Gott will, ist das Gute.<sup>6</sup> Der Gläubige erkennt darin das Gute, weil es Gottes Wille ist.

Vertrauen, das auf einem Gefühl der Verbundenheit in Werten und Zielen beruht, die dadurch für den Vertrauenden zu Werten und Zielen werden, dass sie die Ziele und Werte der Vertrauensperson sind, nenne ich *kategorisch*. Kategorisches Vertrauen ist stabil, weil es im idealen Fall durch keine Erfahrung erschüttert werden kann. Das hat es mit blindem Vertrauen gemeinsam. Dabei verstehe ich unter blindem Vertrauen ein solches, das auf einer Wahrnehmung des anderen beruht, bei dem systematisch alle Erfahrungen, die dem bevorzugten Bild des anderen widersprechen, ausgeblendet werden. Kategorisches Vertrauen ist jedoch nicht blind. Wer einem anderen kategorisch vertraut, ist nicht unempfindlich für Erfahrungen, die dem Vertrauen widersprechen, sondern für den gibt es solche Erfahrungen tendenziell nicht. Er sieht, aber es gibt für ihn nichts Böses zu sehen. Wer dagegen blind vertraut, der schaut nicht richtig hin und sieht die Welt deshalb gelegentlich falsch oder verzerrt.

Gottvertrauen ist kategorisches Vertrauen in der vielleicht reinsten tatsächlich vorkommenden Form. Auch unter Menschen finden wir Vertrauensverhältnisse mit kategorischen Zügen. Vornehmlich dann, wenn einer der Partner seine ganze Lebensperspektive aus dem Leben des anderen schöpft. Das mag einem auf den ersten Blick ziemlich abwegig erscheinen, es ist jedoch ein Zustand, in dem wir uns alle einmal befunden haben. Das neugeborene Kind muss erst in die Welt hineinfinden. In seiner ersten wichtigen sozialen Entwicklungsphase lernt es in der Regel von seiner Mutter, was richtig und wichtig, was gut und böse ist (vgl. Erikson 1950, 219 ff.).

Das Vertrauen des kleinen Kindes zu seiner Mutter beruht wie das Gottvertrauen auf einer als vollkommen asymmetrisch erlebten Beziehung. Diese beiden Formen des Vertrauens gleichen sich in vieler Hinsicht. In beiden Fällen gibt sich der Schwächere mehr oder weniger vollständig in die Hände des anderen. In beiden Fällen kann dies nicht als eine Entscheidung verstanden werden. Das Kind sieht sich wie der Gläubige in seinem Glauben nicht vor eine Wahl gestellt. Aus beider Sicht der Welt gibt es keine Möglichkeit, sich der Kontrolle des jeweils anderen zu entziehen. Ihre Hingabe besteht jeweils nicht in einem Akt, sondern in der besonderen Haltung, mit der sie die Kontrolle des anderen akzeptieren. Es gibt jedoch auch entscheidende Unterschiede und diese bestehen gerade in der unbedingten Konsequenz, die den kategorischen Charakter des Gottvertrauens gegenüber dem durchaus auch kategorischen Vertrauen eines Kindes zu seiner

---

<sup>6</sup> Ob nun Gott das Gute will, weil es gut ist, oder ob das Gute gut ist, weil Gott es will, ist hier relativ unerheblich. In beiden Fällen muss Gottes Wille gegenüber den Wertvorstellungen des Gläubigen letztlich allein entscheidend sein.

Mutter auszeichnet. Die Demut eines in Gott vertrauenden Menschen ist im Idealfall weitaus radikaler als die Orientierung des Kindes an den von der Mutter vorgegebenen Werten.

Die Erfahrung der mütterlichen Autorität und mit ihr das unbedingte Vertrauen in die Mutter, ist ein vom Kind zunächst fraglos hingenommener und vollkommen unreflektierter Vorgang. Das Gefühl der sicheren Geborgenheit und der Einheit mit der Mutter stellt sich unmittelbar ein. Sobald das Kind aber beginnt, nach den hinter den Handlungen der Mutter stehenden Einsichten und Werten zu fragen, tut es dies aus der Perspektive des potentiell selbst Handelnden. Was die Mutter bewegt, wird als allgemein richtig und auch für die eigenen Handlungen maßgeblich erfahren. Orientierung an den Zielen und Wertvorstellungen der Mutter bedeutet für das Kind insofern prinzipiell die Entwicklung eines eigenen Standpunktes, die Übernahme von Einsichten und Werthaltungen, die *eigene* autonome Entscheidungen ermöglichen. Das setzt voraus, dass die entsprechenden Einsichten und Werthaltungen als grundsätzlich dem Kind zugänglich und von ihm erfassbar angesehen werden. In dieser Hinsicht herrscht zumindest in der Perspektive eine gewisse Symmetrie: Das Kind kann werden wie die Mutter.

Eine solche – wenn auch bloß perspektivische – Symmetrie ist in dem Verhältnis zwischen einem Gläubigen und seinem Gott letztlich ausgeschlossen. Hier gilt im Gegenteil generell: Was auch immer Gott bewegt, es bleibt jenseits der Fassungskraft eines Sterblichen. Gottes Wege sind unergründlich. Kein Mensch kann sich anmaßen, seine Maßstäbe von Gut und Böse, Richtig und Falsch an Gott anzulegen. Für Gottes Handlungen gelten nicht unsere Maßstäbe. Sein Wille soll ja vielmehr der Maßstab unseres Handelns sein. Soweit es uns überhaupt möglich ist, den Willen Gottes zu erfassen, steht uns ein Urteil darüber nicht zu. Gerade deshalb kann man nicht im eigentlichen Sinne des Wortes Werte mit Gott teilen. Denn unsere Wertvorstellungen und unser Urteil gehen höchstens als bedenkenswerte Fakten, als Randbedingungen, in seine Ziele ein. Was aber gut und richtig ist, bestimmt er unabhängig von unsren Meinungen darüber. Er allein ist der einzige und unhinterfragbare Maßstab. Durch keine persönliche Entwicklung können wir uns davon befreien.

Im Gottvertrauen liegt in dieser Hinsicht immer ein Moment der Unterwerfung ohne die Perspektive der Autonomie (gegenüber Gott), die sich dem Heranwachsenden (gegenüber der Mutter) zumindest im Ansatz stellt. Andererseits soll der Glaube selbst und damit Gottvertrauen grundsätzlich durchaus eine Sache der inneren Entscheidung sein. Nur dann kann man den Glauben – wie es die Christen tun – als eine Frage der Bewährung auffassen. Wer Gott vertraut, tut dies also – anders als das Kind gegenüber der Mutter – immer auch vor dem Hintergrund eines eigenen Weltbildes, das ihm zugerechnet werden kann. Das birgt ein enormes Konfliktpotential. Die Bibel gibt uns einige extreme Beispiele dafür. Diese Geschichten, die meist aus dem alten Testament stammen, geben vielleicht keinen guten Aufschluss über die tatsächlichen Eigenschaften Gottes, bzw. darüber, welches Bild gläubige Menschen von Gott heute haben. Aber sie machen doch die Vorstellungen, die gläubige Menschen grundsätzlich von einer angemessenen und richtigen Haltung zu Gott haben, deutlich. Das bekannteste

und gleichzeitig für unsere Zwecke vielleicht deutlichste Beispiel ist wahrscheinlich die Geschichte des Hiob.

Hiob war ein untadeliger Mensch, und zwar sowohl mit Blick auf seine persönliche Lebensführung als auch in Hinsicht auf seine Beziehung zu Gott. Er führte ein glückliches Leben, bis Gott beschloss, ihn ungeheuren Prüfungen auszusetzen. Als Hiob seinen materiellen Reichtum, sein Haus, seine geliebte Familie und zuletzt noch seine Gesundheit verliert, klagt er und fragt nach den Gründen für sein scheinbar sinnloses und ungerechtfertigtes Leid. Seine Freunde, die gekommen sind, ihn zu trösten, merken wohl, dass Hiobs Weltbild zu zerfallen droht. Sie erinnern ihn daran, dass das Leid in der Welt generell auf menschliche Verfehlungen zurückzuführen ist, und mahnen ihn, sein Schicksal ergeben anzunehmen. Nicht Gott anzuklagen, sondern die Fehler bei sich selbst zu suchen. Das kann Hiobs Verzweiflung jedoch nur steigern, denn er weiß, dass ihn keine Schuld trifft.

Hiob muss schließlich einsehen, dass er kein Recht hat, Gott nach Gründen oder einer Rechtfertigung für sein Schicksal zu fragen. Man darf weder – wie seine Freunde es versuchten – Gottes Handeln grundsätzlich nach menschlichen Kategorien, als Strafe auf Verfehlungen, zu erklären suchen, noch darf man – wie er es tat – nach Gottes Maßstäben fragen und Rechte oder Ansprüche geltend machen wollen. Gottes Wille ist für den menschlichen Geist nicht erfassbar und erst recht nicht beurteilbar. Der Mensch hat, wenn er recht handeln will, nur die Wahl, sich in die Hände Gottes zu geben in der festen Überzeugung, dass dieser alles nach den einzig wahren und gültigen Maßstäben richtet.

Die Geschichte des Hiob schildert natürlich keine wahre Begebenheit (auch die meisten Christen würden dies nicht behaupten wollen). Sie zeichnet uns jedoch ein ziemlich genaues Bild der biblischen Vorstellung des Glaubens und des Vertrauens in Gott. Es ist schwer, diese Geschichte so hinzunehmen, zumal der Leser erfährt, dass Hiob nach seiner Erkenntnis wieder zu irdischem Glück findet. Man ist versucht, dies als Belohnung nach irdischen Maßstäben für Hiobs tiefen Glauben zu interpretieren. Vielleicht ist dies sogar pädagogisch intendiert. Aber die Geschichte sagt uns doch deutlich, dass menschliche Maßstäbe unwesentlich sind. Der Leser wird zudem durch den wahren Hintergrund irritiert, den er im Gegensatz zu Hiob kennt: Gott hat sich mit Satan auf so etwas wie eine Wette um die Standfestigkeit des Hiob eingelassen. Kann dies ein zureichender Grund sein, einen Menschen dem Unglück preiszugeben? Können wir uns wirklich guten Mutes in die Hände eines solchen Gottes geben?

Letztlich haben wir es mit einem erschütternden Zeugnis der Radikalität religiöser Überzeugungen zu tun. Der unvoreingenommene Leser fragt sich unmittelbar, worin der Wert eines Lebens liegen mag, das nach menschlichen Maßstäben nur miserabel genannt werden kann. Wie kann man einen Wert anstreben, der nicht der eigene Wert ist, wie kann man sagen, dass etwas gut ist, ohne zu wissen, was „gut“ bedeutet? Worin kann man Trost finden, worauf hoffen, wenn das, was geschieht und was geschehen wird, nur den unergründlichen Maßstäben eines über die Auffassungsgabe eines Menschen gehenden Gottes und möglicherweise nicht den eigenen genügt? Der Weg, den die Bibel im Buch *Hiob* weist, lautet: „Miss alles an dem, was geschieht. Gott ist gut, also ist auch alles, was

nach seinem Willen geschieht, gut. Das ist der Maßstab.“ Im Grunde lautet die Botschaft: „Hör auf zu messen und entwickle eine positive Haltung zu allem, was geschehen ist, was geschieht oder was auch immer geschehen mag; es ist Gottes Wille und Werk!“ Das ist der Inbegriff des idealen Gottvertrauens.

## 5. Schluss

Gottvertrauen ist eine ebenso beunruhigende wie anziehende Haltung. In extremen Fällen wie dem des Hiob empfinden wir Gottvertrauen vielleicht als eine unmenschliche und unfassbare Haltung. Angesichts der Sinnlosigkeit und der Grausamkeit der Welt ist es schwer zu verstehen, wie man die Verzweiflung überwinden und zu der Welt und ihrem Schöpfer positiv stehen kann. Es sind aber genau diese Fälle, die die radikale Unbedingtheit, den kategorischen Charakter des Gottvertrauens in seiner letzten Konsequenz verdeutlichen. Der Fall, den wir üblicherweise vor Augen haben, ist jedoch anders. Wir denken naturgemäß zuerst an Menschen, die ein Leben unter normalen Bedingungen führen. Wie das Leben der meisten Menschen ist ihr Leben durch ein Auf und Ab, durch Glück und Leid gekennzeichnet. Gottvertrauen hilft diesen Menschen, mit den Wechselfällen des Lebens optimal zurechtzukommen. Sie nehmen ihr Glück freudig auf und nehmen Rückschläge als unvermeidlich und – wenn auch im Einzelfall nicht einsehbar – als notwendigen Teil einer im Ganzen wohlgeordneten Welt hin.<sup>7</sup> Solche Menschen empfinden nicht nur anders, sie führen ihr Leben in der Regel aktiver und oft erfolgreicher als andere. Rückschläge können sie oft zum Positiven wenden, neue Aufgaben gehen sie mit großer Zuversicht und Tatkraft an.

Allerdings, möglicherweise haben nicht nur gläubige Menschen die Gabe, ein erfülltes Leben in dieser Weise zu leben. Vielleicht ist die Vorstellung eines persönlichen Gottes, der das Weltgeschehen bestimmt, nicht unbedingt notwendig, um eine solchermaßen positive Einstellung gegenüber der Welt zu finden. Solche Menschen scheint es jedenfalls zu geben. Wir sprechen ihnen üblicherweise Weltvertrauen zu. Aber das ist ein anderes Thema.

## Bibliographie

- Aristoteles (1980), *Rhetorik*, München  
 Calhoun, C. (1984), Cognitive Emotions? in: C. Calhoun/R. C. Solomon (eds.), *What is an Emotion? Classical Readings in Philosophical Psychology*, New York-Oxford, 327–342  
 de Sousa, R. (1987), *The Rationality of Emotion*, Cambridge/MA-London  
 Erikson, E. H. (1950), *Childhood and Society*, New York

---

<sup>7</sup> Leibniz' Lösung des Theodizee-Problems (1968) ist der Versuch, diese Haltung theoretisch zu rechtfertigen. Wisdoms Überlegungen legen jedoch nahe, dass es nur eine pragmatische Rechtfertigung dafür geben kann. Die Folgen der Haltung sprechen jedenfalls für sie. Andererseits ist der Wert solch pragmatischer Rechtfertigung fragwürdig. Denn dies haben emotionale Einstellungen mit Überzeugungen gemein: Sie können nicht einfach übernommen werden, bloß weil man es will.

- Frankfurt, H. G. (1971), Freedom of the Will and the Concept of a Person, in: *The Journal of Philosophy* 68, 5–20
- Gambetta, D. (1988), Can We Trust in Trust?, in: D. Gambetta (ed.) *Trust, Making and Breaking Cooperative Relations*, Oxford-New York, 213–238
- Hardin, R. (1992), The Street Level Epistemology of Trust, in: *Analyse & Kritik* 14, 152–176
- Lahno, B. (2001), On the Emotional Character of Trust, in: *Ethical Theory and Moral Practice* 4, 171–189
- (2002), *Der Begriff des Vertrauens*, Paderborn
- Leibniz, G. W. (1968), *Die Theodizee*, Herausgegeben und übersetzt von A. Buchenau, 2. Auflage Hamburg
- Strawson P. F. (1974), *Freedom and Resentment*, London
- Wisdom, J. (1944–45), Gods, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 45, 149–168